



Prinzessin Marie Hohenlohe, in einem Kostüm, das sie anlässlich einer Wohltätigkeitsveranstaltung trug (Sammlung Raulo Korty)

Tochter der Fürstin Karoline Wittgenstein, der Freundin Liszts, erkannte sogleich mit dem Scharfblick angeborener und sorgfältig geschulter künstlerischer Begabung den hohen dichterischen Wert der Schöpfungen Saars und setzte sich nun mit Begeisterung und Nachdruck für ihre Verbreitung ein.

Ein reger Briefwechsel entstand zwischen der Fürstin und dem Dichter, der fast ein Vierteljahrhundert währen sollte. Sie, die Dame der großen Welt und überbürdet mit Familien- und gesellschaftlichen Pflichten, war mit allen Kräften bemüht, das drückende Los des Dichters zu erleichtern und sein Leben freundlicher zu gestalten. Ihr größtes Verdienst aber erwarb sie sich

durch innige Anteilnahme an Saars Schaffen, durch die Ermunterungen und zahlreichen Anregungen, die er durch sie erfuhr. Wie aufmerksam und verständnisvoll die Fürstin auch Saars dichterische Entwicklung verfolgte, so hielt sie doch mit freimütiger Kritik und, wenn es sein mußte, selbst mit ablehnendem Urteil nicht zurück; die Schwächen in Saars dramatischen Schöpfungen hat sie mit einem durch keine Sympathien zu irritierenden Künstlersinn erkannt und unumwunden dem Freund ihre Ansicht mitgeteilt. Dem hochstrebenden Idealismus des Dichters aber, seinen unvergleichlich feinen Erzählungen, in denen österreichisches Wesen und reines Menschentum einen so erlesenen Ausdruck finden, seiner Lyrik und den mild abgeklärten „Wiener Elegien“ hat sie wie kaum ein anderer Zeitgenosse mit tiefstem Nachempfinden uneingeschränkte Bewunderung geschenkt. In der letzten Lebenszeit Saars, in den traurigen Jahren vor seinem Freitod, geriet der schriftliche Verkehr ins Stocken: der schwerkranke, einsame Mann versank in düsteres Schweigen, das sich die Fürstin nicht zu deuten wußte. Sein dunkles Ende hat sie dann aufs tiefste erschüttert. Der Briefwechsel aber zwischen der hochgesinnten Frau und dem großen österreichischen Erzähler bleibt ein fortdauerndes Zeugnis dieser seltenen Freundschaft und ein Denkmal künstlerischen Strebens und edler Menschlichkeit.

Hans Naderer

Eigenvorlesung am Samstag, 5. Oktober, 16,20 Uhr

Der Verfasser der lustigen und humoristischen Skizzen, die unseren Hörern sicherlich viel Spaß machen werden, ist von der Schaubühne her längst kein Unbekannter. Doktor Hans Naderers großer Theatererfolg, den er im Vorjahr mit dem volkstümlichen Schauspiel „Lueger“ errang und der sich in mehr als sechzig Aufführungen nachhaltig auswirkte, lebt noch in frischer Erinnerung. Er ist Wiener durch und durch; in Wien geboren, hat er hier von der Volksschule bis zur Universität seine Studien betrieben und vollendet und im Boden der Heimatstadt wurzelt auch sein schriftstellerisches und dichterisches Schaffen. Schon in frühester Jugend schrieb er zahlreiche Gedichte und Skizzen, die in verschiedenen Wiener Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht wurden, doch zeigte sich bald, daß seine eigentliche Stärke auf dramatischem Gebiete lag und hier wieder insbesondere am volkstümlichen Lustspiel. Er entdeckte sich und seine Eigenart sozusagen selbst, als er während des Krieges schwer verwundet in russische Gefangenschaft geriet und im tiefsten Sibirien, in Krasnojarsk, das erste Kriegsgefangentheater gründete, für das er nun ge-

eignete Stücke einrichtete und auch selbst schreiben mußte. So entstand sein Schwank „Er braucht eine Frau“, der in der entsprechenden Umarbeitung nachmals in Wien mit durchschlagendem Erfolg unzähligmale aufgeführt



Hans Naderer (Aufn. Brühlmeyer)

wurde. Rasch folgte das Lustspiel „Er will eine moderne Frau“ und die famosen Komödien „Der Dorfbolschewik“ und „Der lachende Dritte“, die durch die Exl-Bühne in vorbildlicher Darstellung mehr als fünfzig Serienaufführungen erlebten.

Franz Theodor Csokor

(ZUM 50. GEBURTSTAG)
OSKAR MAURUS FONTANA

Eigenvorlesung am Sonntag, 29. September, 17,15 Uhr



Franz Theodor Csokor

Vielfältig ist das Werk Franz Theodor Csokors, der am 6. September 1885 in Wien geboren wurde. 1912 erschien sein erstes Buch, es war ein Band Balladen, hieß „Die Gewalten“ und ließ aufhorchen, tobte doch da durch das Gitter der Verse so viel brennende Leidenschaftlichkeit und hämmerte zugleich ein harter Wille aus dem Gestein der Zeiten Gestalten und Schicksale, von denen bannende Kraft ausging. Etwa die „Männer von Sterzing“, wie der Dichter sie im Jahre 1809 erschaut: „Und sie steigen hernieder eisernen Blicks, die Sensen am Arm gebunden und als Erster

trägt einer das Kreuzifix mit dem Heiland dran voller Wunden. Vom Rotwald rauschen die Raben auf. Drauf!“ Oder Karl Stuarts Todesgang. Oder wie Vater und Sohn einander gegenüberstehen, einander suchen und einer den andern nicht finden kann in der Fremdheit des Irdischen: „Und ein keusches Lieben ließ uns beide dann bewegt sein, nahe wie noch nie, denn wir beide standen unterm Leide... und doch sagte keines: Komm und sieh!“

Alles Leben, ob nun vergangen oder gegenwärtig, fiel Csokor — das spürte man schon aus diesen ersten Versen des Jünglings — als dramatischer Gegensatz an, als ein Widerstreit ewiger und von ihrem Daseinsrecht überzeugter Kräfte, als ein Kampf ohne Ende und Entscheidung. Es war ein tragisches Weltgefühl und kein lyrisch besänftigtes und in der Anschauung ausschwingendes, das diese Balladen erfüllte. Darum auch beruhigte er sich nicht bei ihnen und bei dem Erfolg, den sie fanden, er, der Dichter des „Ewigen Aufbruchs“, wie die Sammlung seiner Gedichte aus zwei Jahrzehnten heißt, drängte über die balladische Berichtsform hinaus in die Unmittelbarkeit des Dialogs von Mensch gegen Mensch. So kam er zum Drama, das aber bei ihm nie seine Herkunft von der Ballade verliert oder aufgibt. Dunkel gewittert es in diesen Dramen, Blitze reißen den Nachthimmel auf, im gespenstischen Licht sieht man Pferde jagen und Reiter peitschen sie zu noch größere Eile an, und wenn die Vision wieder verzittert, weiß man nicht: Waren es Menschen, denen man begegnete, oder waren es zum Leben erweckte, sinnbildhaft gesteigerte Leidenhaften, aus deren Furioso der Sinn des Lebens steigen soll, sein Geist, sein Herz, seine Seele? So sind alle Dramen Csokors, ob sie nun heißen: „Der Baum der Erkenntnis“ oder „Die Sünde wider den Geist“ (in den Kammerspielen aufgeführt) oder „Die Wollust der Kreatur“ (im Theater in der Josefstadt aufgeführt) oder „Die Ballade von der Stadt“, die auch im Wiener Radio zu hören war wie sein „Spiel von den törichten Jungfrauen“, oder sein Georg Büchner-Drama „Gesellschaft der Menschenrechte“, das im Burgtheater gegeben wurde, wo auch sein Schauspiel „Gewesene Menschen“ zu sehen sein wird. Zwischen Eden und Gethsemane irrt die Menschheit der Csokorschen Dramen unaufhörlich hin und her, gejagt und getrieben von ihrem Blut, das sie nicht in Schranken legen kann, dem sie sich schicksalhaft ergibt. Immer wieder ist das der Inhalt seiner Dramen, wie der Sturm auf das Leben an den seelischen Kräften in uns, die über das Irdische hinauslangen, sich bricht, zum reinigen Bekenntnis seiner selbst und aller Schuld auf Erden ansteigt und als Requiem dumpf und hallend verdämmert als ewige trauervolle Frage des Menschen ins All hinaus. Mag auch manches in Csokors Balladen, Novellen und Dramen in feibrigen Konturen verzittern, was er dem Dichter zu ruft, er erfüllt es auf seine Weise: „Der Stachel Gottes ist in dich gesenkt!“ Und darauf kommt es an. Csokor ängstigt uns nicht nur durch seine Schreckbilder, er erhebt uns auch über sie in die Selbstüberwindung des Menschen, der von Gott berufen ist zur großen Liebeskraft, „zu einer Kraft, die aus Verzicht ewig erneuert ihre Blüte, weil sie sich einer Welt gewährt, auf daß sie eine Welt umfange“.